

Miniaturen

Bilder aus dem steirischen Lebensraum

Von Paul Anton Keller

Dem Dichter und langjährigen Mitarbeiter wünschen wir nachträglich alles Gute zur Vollendung seines 65. Lebensjahres.

Bei den Kellers scheint so etwas wie eine Lungenbrethaftigkeit grassiert zu haben, eine auffallende Anfälligkeit zu Lungenaffektionen. In der Ahnenreihe ist als Todesursache mehrmals „Auszehrung“ und „Brustkrankheit“ angegeben. Mein Urgroßvater Franz Keller wurde einundvierzig Jahre alt. Mein Vater starb siebenundzwanzigjährig an Lungen-, Kehlkopf- und Bauchtuberkulose. Sein Bruder Hans wurde nicht älter und hatte dasselbe Leiden. Und letztlich hatte man auch bei mir als Kind die Lungenkrankheit festgestellt. Mir ist der Name eines bedeutenden Arztes, Dr. Pfeifer, in Erinnerung. Er schüttelte bedauernd das Haupt; es war wie ein Todesurteil.

Da war dann der Arzt Dr. Rintelen in der Vilefortgasse, der meiner Mutter noch Hoffnung gab. „Aber der Bub muß essen, viel essen“, sagte er mir zum Kummer, denn mein Appetit war auf dem Nullpunkt. „Er muß ausgiebig und Kräftigendes essen. Die Krankheit soll verkalken.“

Mutter nahm den Kampf mit dem Übel auf. Doch es war Krieg und man lebte von eisernen Rationen. Welch eine Mühe, Nahrhaftes in ausreichender Menge zu bekommen! Viele Hamsterfahrten dann bis hinab in das jüngst abgetrennte Land, nach Marburg. Da wanderte manches schöne Wäschestück aufs Land. Ich kam in Erholungsheime, und in den Schulzeugnissen stand breit der Vermerk: „Krankheitshalber enthoben“. Und der nette Schuldirektor Hanselmayer in der Kaiserfeldschule — der alten Handelsakademie, die Peter Rosegger besucht hatte — sagte zu meiner Mutter sorgenvoll: „Frau Keller, — Ihr Bub wird ein Esel!“ Worauf meine Mutter resolut erwiderte: „Mir ist lieber ein gesunder Esel, als ein krankes Pferd!“ Und umhegte mich wie eh und je nährend und schützend aus dem Born ihres unversiegbaren Liebesquells. Als ich einige Jahre später im Konservatorium das Geige- und Flötenspiel erlernen sollte (ein unmöglicher Lehrer hat mir jegliche Lust dazu genommen), wurde ich gründlich untersucht. Die Lunge war geheilt.

Und so schreibt denn, Jahrzehnte darnach, ein „gesunder Esel“ an seinen Erinnerungen.

* * *

Meiner Mutter war im Leben nahezu pausenlos Schweres auferlegt worden; erst heute, aus hoher Rückschau, da ich den Jahren nach älter bin, als sie es werden durfte, erkenne ich dies. Als sie einige Jahre nach meines Vaters Tod 1913 wieder heiratete — meinen Stiefvater Hermann Schischegg, einen grundgütigen Menschen, der meinen Lebenskreis durch viele Jahrzehnte erhellt hat, — währte das ohnehin durch intensive Aufbauarbeit belastete Eheglück kaum ein Jahr: 1914 mußte mein Stiefvater (er war Reservist!) einrücken und am Heiligen Abend dieses Jahres wurde er in Neu-Sandez gefangengenommen. Sieben Jahre Sibirien,

Mongolei und letztlich China waren die Stationen dieser „großen Zeit“. Post kam von ihm selten, einige Postkarten, sonst nichts.

Eines Tages saß meine Mutter wie versteint am Tisch. Die Grazer „Tagespost“ berichtete von einigen Kriegsgefangenen, über die man Fakten in Erfahrung gebracht hatte. Auch der Name Hermann Schischegg war genannt. Er sei in Chabarowsk gestorben.

Es waren dann verdüsterte Tage, Wochen, Monate in unserem Daheim. Und eines Tages suchte ein ehemaliger Soldat meine Mutter auf. Er sei aus einem russischen Gefangenenlager geflüchtet, wo er mit meinem Vater beisammengewesen war. Hermann Schischegg sei gestorben. An welcher Krankheit wisse er nicht, doch er selber habe ihn begraben. Die russische Erde möge ihm leicht sein.

Dunkle Monate, Jahre.

1921 kam eine Nachricht ins Haus, daß der Kriegsgefangene Hermann Schischegg mit dem japanischen Schiff „Kaiku Maru“ nach Europa gebracht werde. Sechs Wochen darauf konnte ihn Mutter am Grazer Hauptbahnhof umarmen. Er war bei bester Gesundheit und zuverlässig nie tot gewesen.

* * *

Das Erdendasein meiner Großmutter väterlicherseits, Elisabeth Keller (1846—1915), war von viel Leid überschattet gewesen, wiewohl ich im Rückdenken an sie, das kleine, rundliche Weiblein, in der heiteren Liebe, mit der sie mich umgab, nichts Dunkles erkennen kann. Ihr ältester Sohn Josef (geb. 1876) war während seiner Soldatenzeit als Dragoner vom Pferd gefallen, wuchtig auf den Kopf. Seit diesem Unfall war er schwermütig. Er wandte sich religiösen Themen, Problemen zu, schloß sich theosophischen Kreisen an und so war bald aus dem munteren Burschen ein wortkarger Sonderling geworden. Meine Großeltern in ihrer Güte ließen ihn gewähren, waren sie doch ebenso macht- wie ratlos. Sie lebten damals in Eggenberg bei Graz und hatten den harten Arbeitstag des Kleinkeuschlers aus dem Untersteirischen gegen die ebenso bescheidene Existenz eines Obstkleinhändlers getauscht. Als Großmutter eines Tages in die Stadt ging, sah sie in der Annenstraße, nahe der Volksgartenstraße bei der sogenannten „Wanzenburg“ (später „Roseggerhaus“) eine große Menschenansammlung. Einige Straßenbahnwagen standen still. Stimmenschwall, laute Rufe eines Wachmanns.

Was es da gegeben habe? Einen furchtbaren Unfall. Die Straßenbahn habe einen Menschen totgefahren. Ein Mann sei mit ausgebreiteten Armen auf den Geleisen einhergegangen. Der Fahrer glaubte in ihm einen Spaßvogel zu sehen, er bremste nicht. So war es zu dem Unfall gekommen. Großmutter drängte durch die Reihen. Sie sah Feuerwehr- und Rettungsmannschaft, die einen leblosen Körper barg. Dem Mann war der Kopf vom Rumpf getrennt worden.

Es war ihr Sohn Josef.

* * *

In den Erinnerungen des letzten Scharfrichters der österreichisch-ungarischen Monarchie findet sich ein Hinweis auf Juliane Hummel, die letzte Frau, die in Österreich — im Jänner 1900 — hingerichtet wurde.

Sie war eine Mörderin, hatte ihre Kinder sadistisch mißhandelt und eines war infolge der Folterungen vierzehn Tage nach der Hinrichtung der Mutter gestorben. Ein Sohn Max blieb als Waise zurück. Dieses Knaben nahm sich mein Großvater an.

Dieser Ahn, meiner Mutter Vater, Anton Kubesch aus Mähren (1839 bis 1902), war Schneidermeister in Wien, nachdem er seinen Beruf jahrelang in Znaim ausgeübt hatte. Aus zwei Ehen waren ihm mehr als ein Dutzend Kinder beschert worden, die er (ohne eine so bezweifelbare Unterstützung zu empfangen wie es die Kinderbeihilfe unserer Tage ist), so weit sie am Leben blieben, zu braven Menschen erzogen hat.

In der Ausweitung meiner Ahnenforschung gemahnte mich mein Erinnern immer wieder an die Hummelkinder, an den Knaben, von dem mir meine Mutter viel erzählt hat. Leider habe ich diese mündlichen Überlieferungen nicht schriftlich festgehalten. Ich bemühe mich seit langem, die in den böhmischen Raum weisende Ahnenreihe der Kubesch zu erhellen und forschte auch nach, was aus dem Ziehkind meines Großvaters geworden ist.

In der Familientradition schwang die Nachricht, daß er, erwachsen, in Polizeidienste getreten sei. Gustav Gugitz riet mir, an das Polizeiarchiv in der Rossauer Kaserne zu schreiben. Ich tat es und erfuhr, daß der Knabe einen anderen Namen bekommen habe und wahrscheinlich selber nicht um Herkunft und Ahnen wisse. Er dürfte in Niederösterreich hochbetagt als Pensionist leben (geboren 1896). Der Name wurde mir nicht bekanntgegeben. So ist möglicherweise manches Andenken an meinen Großvater Kubesch, Bilder und Dokumente, für immer verloren. Und dem Hummelbuben, sofern er noch lebt, ist es heute noch nicht bekannt, daß seine Mutter eine Mörderin war und hingerichtet wurde.

* * *

Der Gedanke an den Tod läßt mich völlig gleichgültig. Doch das Hinübergehen, der Schritt „in den neuen Raum“, muß ein großes Aufatmen sein. Mehr an Dinglichem, bildhaft Umschreibbarem, legt der Tod nicht in mein Denken.

Mein Vater Anton Keller starb — siebenundzwanzigjährig —, einen Band Maupassant in der Hand. Er schlief friedlich ein.

Meiner Mutter Lektüre in ihren letzten Erdentagen war die Forsythe Saga von Galsworthy. Werde auch ich mit einem Buch in der Hand sterben?

Nein, der Tod begegnet mir nur als Reminiszenz, und je älter ich werde, desto mehr verfließt er für mich in Unwirklichkeit.

* * *

Wenn man älter wird, blickt man von der Lebenshöhe tiefer in das Land der Kindheit zurück als je zuvor. Die Gedanken einen sich mit Erinnerungen, Assoziationen öffnen eine weite Schau.

Das erkannte ich, als ich mich schier zufällig erinnerte, daß ich lesen konnte, noch ehe ich zur Schule ging. Und plötzlich, auf diesem Bilde aufgepfropft, entsann ich mich meines ersten poetischen Versuchs. Ich

hatte von den Eltern einen Matador-Baukasten bekommen. Die Firma Korbuly, die das beliebte Spielzeug herstellte, gab auch eine kleine Matador-Hauszeitung heraus und darin fand ich ein Preisausschreiben, ich glaube, eingesetzt für ein Märchen.

Ich fabulierte eines, sandte es ein und gewann! Mein erstes Opus! Und es wurde gedruckt. Wann? Es soll im Bombenkrieg, der das Archiv des Hauses Korbuly zerstörte, vernichtet worden sein. Vom Inhalt des Textes hat mein Erinnern nichts bewahrt.

* * *

Während des zweiten Weltkriegs erhielt ich einen Brief aus dem Zuchthaus, der steirischen Strafanstalt Karlau. Der Anstaltsarzt, Med.-Rat Dr. H., gab hektographierte Hausmitteilungen für die Bewachungsmannschaft, die im Felddienst stand, heraus. Er bat um einen Beitrag; ich sandte ihm eine steirische Erzählung. Es kam ein liebenswürdiger Dankbrief. Der Schluß schockierte mich. Er lautete: „Die Karlau wird Sie nie vergessen!“

Tja, das sind Pointen. Man braucht sie gar nicht erst erfinden. Das Leben setzt sie selber.

Doch manchmal setzt es die Pointen auch an den Anfang, das gibt es auch. Das war beispielsweise der Fall, als mein Jugendbuch „Im Schatten des Kalifen“ erschien. Ich war in Wien und nahm das erste Exemplar in Empfang. Das ist stets ein Augenblick bewegten Gefühls. Die Arbeit vieler Wochen liegt gebündelt auf dem Tisch; man gedenkt vieler Stunden der Freude während der Niederschrift und der insgeheim bohrenden Fragen auch, ob diese oder jene Szene wohl auch gut gebaut und rund sei, aber auch der Sorge ob mancher sprachlichen Saloppheit.

Eine Bekannte hatte mich in ihrem Wagen zum Verlag geführt. Sie war mit ihrem Hund beim Tierarzt gewesen und brachte ihn nun nach Hause, es war der gleiche Weg wie meiner. Das Erscheinen des neuen Buches „feierten“ wir bei einem Glas Wein. Als wir wieder zum Auto kamen, stieß meine Bekannte einen Schrei aus. Die Sitze des Autos waren mit Papierschnitzel übersät. Dazwischen der zerfetzte Buchumschlag. „Bambi“ hatte meinen Kalifen atomisiert und saß strahlend und hechelnd inmitten der Papiermasse.

Zugegeben: mir verschlug's den Atem. Doch dann rief ich den Verleger an: „Der Erfolg bahnt sich an! Das erste Exemplar hat schon der Hund gefressen!“ Galgenhumor...

* * *

Peter Rosegger, der große Weise unseres Landes, schrieb über die Lektüre seiner Frühzeit: „Die Überholbaren haben mich stets mehr gefördert als die Unerreichbaren.“ Das ist ein schönes Zeugnis seines Menschentums und seiner Lebensklugheit auch. Er blieb im Kreise derer, die ihn leiten konnten, ihm Geleit gaben, und letztlich an Größere entließen. Er blieb im Kreise seiner Umwelt, denn er war ein Menschenfreund.

An diese einfühlsame Weltschau schließt mein Bekennen, daß mir

zeitlebens die kleinen Helden des Alltags lieber, schätzenswerter waren, als die der geschichtsbildenden Epochen. Helden des Alltags nenne ich sie, die unbekannt, schlichten, aber rechtlich wirkenden Existenzen, von denen niemand weiß und die jahraus, jahrein ihre Mühen und Erfolge, ihre Leiden geduldig tragen, ohne ihr Schicksal an die große Glocke zu hängen.

Denn es ist nicht schwer, vom hohen Piedestal herunter Entscheidungen zu treffen, Haß und Liebe zu ertragen. Die Horizonte tragen mit und Versöhnung scheint nicht notwendig, wo man über die Wogen der öffentlichen Meinung (-losigkeit) wie auf Beton schreitet und nach dem Lorbeer des Ruhms hascht. Im Tieferen gesehen, ein trauriges Sein, hyänenhaft und der Lüge zugewandt. Der in Ruhm Geborgene ist der Lebenspflicht enthoben — immer und überall. Das Leben im Kleinen als Pflicht zu leben, ist die schwerste Aufgabe dieser Welt, denn sie ist von Einsamkeit umgeben und ohne Echo.

* * *

In Graz ist mehrfach der schüchterne Versuch gemacht worden, in der Mur einen Schiffsverkehrsverkehr einzurichten. Von einem der ersten Versuche, der tragisch endete, da das Motorboot an einem Brückenpfeiler zerschellte, hat mir meine Großmutter Elisabeth Keller erzählt, die dabei war. Bei einem anderen, dem wahrscheinlich letzten maritimen Versuch auf der Mur, habe ich selber die Zuschauermenge vermehrt.

Aberwitzige Unternehmer hatten gewagt, mit einem Motorboot, das auf den Namen „Anna“ getauft war, das trügerische Gewässer des steirischen Flusses zu befahren. Sensationslust, nichts anderes sonst. Natürlich endete diese Odyssee ebenfalls mit einer Pleite. Peinlich vor allem war, daß das Dampfkanu bei der Repräsentationsfahrt mit Journalisten streikte. Es „wasserte“ und wollte nicht ans Ufer. Fazit: Die Herren mußten Schuhe und Strümpfe ausziehen und durch das seichte Gewässer zum Ufer waten. Aber einer von ihnen weigerte sich, dies zu tun.

Graz hatte damals so recht am Rande eine richtige „Graf Bobby“-Figur. Mit einigem blauen Blut und maßlosem Dünkel versehen — er ließ sich „Durchlaucht“ ansprechen, ohne daß ihm das Prädikat zustand —, versah er anfänglich einen untergeordneten Journaldienst und bosselte nebstbei Verse im Rilkestil. Das war der, der nicht ans Ufer wollte. In den Socken jedenfalls nicht. Die andern standen längst am Ufer und riefen ihm zu, er möge gleich ihnen durch das Wasser waten, aber er lehnte zornschnaubend ab. Auch heraustragen wollte er sich nicht lassen, und so übte er im schaukelnden Kahn Seekrankheit.

Doch schließlich ging es wirklich nicht mehr, denn seine verzweifelten Tanzschritte im Kahn drohten, diesen kentern zu lassen. Mehr gedrängt, denn freiwillig, streifte er die Halbschuhe von den Füßen. Und nun sah jedermann — es war viel Volk am Ufer —, was Ursache seiner Opposition war: die Strümpfe hatten schillinggroße Löcher.

Dergestalt und undurchlächtig mußte er ans Ufer waten, ein geschlagener Patriarch. Wutschnaubend stieg er dann in die Schuhe und

verzog sich, ohne jemand eines Blickes zu würdigen. Die „durchbrochenen Strümpfe seiner Durchlaucht“ waren dann in Tratschzirkeln länger ein Gesprächsstoff als das gescheiterte Schiffsunternehmen.

* * *

1938. Ein Hochsommertag im Sausalland. Wir saßen vor der Schloßmauer am Flamberg und genossen den schönen Tiefblick nach St. Nikolai, Max Nowak und ich. (Max Nowak war ein alter Freund unseres Hauses, war schon in Graz bei uns gewesen und lebte nun im Flamhof in unserem Familienkreis. Ich habe ihm mein Buch „Die Garbe fällt“ gewidmet.)

Die Sonne glutete; Bienengesumm über die Hangwiesen hin; ein Ochsenfuhwerk karrte über den elenden Weg von Jahring herauf. Gelächter vom Stallbauern her, aber auch das versank in der Traumstille. Wir gingen in das schöne Haus, das wie kaum ein anderes ein Haus der Stille war.

Als ich nach dem Mittagmahl mein Zimmer im 2. Stockwerk des Schlosses aufsuchte, fand ich in der Halle im 1. Stock Max Nowak in der Türleibung zu seinem Zimmer verkrümmt liegen. Er lallte und versuchte, die Finger der rechten Hand geradezubiegen. Als er mir mühsam den Kopf zuwandte, sah ich, daß ein Mundwinkel schief nach unten hing. Der Freund hatte einen Schlaganfall erlitten. Und es zeigte sich, daß er auch geistig getroffen war. Der Max Nowak, mit dem ich vor einer Stunde geplaudert hatte, war nicht mehr.

Es soll nur noch die makabre Nachgeschichte berichtet werden. Die Straße von Jahring war jeweils Endstation eines Motorfahrzeuges. Von Unterjahring erschloß sich ein geradezu jämmerlicher Karrenweg, ein Morastweg, wenn es regnete, und ein Holterdipolterpfad, wenn die eingesetzten „Stoanmugln“ fest in der Erde saßen, die von Robotleuten vom Wassergraben in den Weg geworfen worden waren.

So auch in unserem tragischen Fall. Das Rettungsauto konnte nicht herauf. Wir mußten eine improvisierte Tragbahre zimmern und den Kranken ins Tal tragen. Viel wichtige Zeit, die für Gegenmaßnahmen hätte genützt werden können, ging verloren. Max Nowak überwand den Schlaganfall nicht. Er ist nach langem Siechtum in Petersbergen bei Graz gestorben.

Aber die Ereignisse, die damals den Flamhofer Hochsommertag bewegten, die Hilflosigkeit gegen Katastrophen, sei es Tod oder Feuer, hatten meinen Landschaftsempfinden einen argen Dämpfer aufgesetzt und waren mit ein Grund, daß wir uns von dem geliebten Besitz trennten (womit viele Fragen, die oft an mich gerichtet werden, beantwortet sind).

Aus dem vorbereiteten autobiographischen Band „Zum Schauen bestellt“.

Weg der Gedächtnis, Heiligung und Reformation in Bozener

von ...

Die Gedächtnis der ...